

Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(1. Fortsetzung.)

Schnell eilte er dem kleinen Hause zu, in welchem die Kartoffeln lagen. Um diese Zeit war ja Niemand im Garten, und unbemerkt konnte er sein Vorhaben ausführen. Hastig raffte er den mitgebrachten kleinen Sack voll Kartoffeln, er warf ihn auf die Schwelle und verließ mit ihm das kleine Haus. Schon hatte er die Thür desselben erreicht, als ihn eine kräftige Hand an der Brust erfaßte.

„Ah, da habe ich endlich den Kartoffelstiefel!“ rief eine Stimme — es war die des Gärtners.

Erschrocken stand Konrad still, das Wort „Dieb“ hallte laut in seinen Ohren wieder, erst in diesem Augenblicke wurde er sich deutlich bewußt, was er gethan hatte.

„Lassen Sie mich los!“ bot er mit zitternder Stimme; „es ist das erste Mal, daß ich hierher gekommen bin — die Noth hat mich dazu getrieben!“

„Hier haben Sie die Kartoffeln zurüch.“

„Das erste Mal, du Lügner!“ rief der Gärtner, indem er ihn heftig schüttelte; seit länger als acht Tagen hast Du uns an jedem Abend bestohlen, deshalb habe ich heute aufgepaßt!“

„Es ist heute das erste Mal!“ sprach Konrad, „ich bin kein Lügner.“

„Still, du frecher Bursche!“ unterbrach ihn der Gärtner; „glaubst du, ich kenne dich nicht? Den Tagelohn eines Mannes verlangen und des Abends Kartoffeln stehlen, das ist nach deinem Sinne! Jetzt habe ich dich bei der That betroffen, und im Gefängnisse werden sie dich schon zahmer und beschämter machen!“

„Im Gefängnisse!“ wiederholte Konrad; das eine Wort drängte alles Blut in seine Brust; er zitterte. „Vergeben Sie mir!“ fuhr er fort; „es ist das erste Mal, daß ich mich an fremdem Eigenthum vergreife, und es soll auch das letzte Mal sein; lassen Sie mich los.“

„Nicht für zwanzig Thaler!“ rief der Gärtner; „glaubst du, ich habe bereits vergessen, wie trozig du heute gegen mich gewesen bist?“

Verzweiflung erfaßte den Burschen; er dachte an seine trante Schwester; wenn er in das Gefängniß gebracht würde, dann war sie ganz verlassen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn noch mehr, als der der Schmach; es durfte nicht dahin kommen.

Alle Kräfte zusammenfassend, suchte er sich aus den Händen des Gärtners zu befreien, um zu fliehen; es war vergebens, seine Kraft war der des Mannes nicht gewachsen, der obenein noch einen Knecht zur Hilfe rief.

„Laßt mich frei!“ wiederholte Konrad noch ein Mal mit bebender Stimme; „es ist das erste Mal gewesen und mich hat die Noth dazu getrieben!“

Es wurde ihm dies Geständniß schwer, denn bisher hatte er immer zu verbergen gesucht, wie elend es seiner Schwester und ihm ging.

Schon für die Lüge sollte du büßen!“ rief der Gärtner. „Glaubst du, wir haben nicht bemerkt, daß jeden Morgen Kartoffeln fehlen? Du wußtest, daß sie hier lagen, und daß dies Haus nicht verschlossen wird.“

Vergebens versicherte Konrad, daß es das erste Mal sei, er fand keinen Glauben. Der Gärtner grüllte ihm, weil er ihm trozig gegenüber getreten war, und freute sich jetzt, sich an ihm rächen zu können.

Konrad wurde in das Herrschaftshaus zu der jungen Gutsherrin geführt; er folgte ohne Widerstreben, er würde auch gefolgt sein, wenn er selbst zum Tode geführt worden wäre. Es war ihm, als ob er kaum noch zu denken vermöge, so wüth und schwer war ihm der Kopf; die Rechte hielt er auf die Brust gepreßt, welche vor Schmerz zu zerspringen drohte.

Eva v. Hannstein sah in ihrem Zimmer; sie hatte gelesen, das Buch jedoch ärgerlich bei Seite gelegt, denn es langweilte sie; unruhig schritt sie in dem Zimmer, dessen Boden mit weichen Teppichen bedeckt war, auf und ab. Sie mochte höchstens zwanzig Jahre zählen, eine große, schlante, überraschend schöne Gestalt, in deren ganzer Haltung sich Selbstbewußtsein und Stolz ausdrückte.

ihrem schmalen Gesichte trat eine lange und spige Nase hervor, die Wangen waren eingefallen und hatten jene eigenthümliche Farbe, von der sich nicht behaupten ließ, ob sie mehr gelb oder mehr grau sei. Das ganze Gesicht wurde von langen schwarzen Locken eingerahmt, welche an beiden Schläfen herabgingen und trotz des Alters der Dame eine wunderbare Schwärze sich bewahrt hatten; sie waren freilich von jeher fahl gewesen, darin beruhte das ganze Räthsel ihrer Dauerhaftigkeit. Die großen Augen der alten Jungfer hatten noch immer einen auffallenden Glanz, der wirklich natürlich war und ihren Stolz bildete, denn sie erzählte aus ihrer Jugendzeit von diesem Glanze wunderbare Effekte.

Wie weit diese Jugendzeit zurücklag, war schwer zu enträthen, und selbst Eva war darüber nicht aufgeklärt, da ihre Tante diese Frage mit einem undurchdringlichen Geheimnisse umgab. Sie war alt, befand sich aber jetzt in dem glücklichen Stadium der Conservirung, denn in den letzten zehn Jahren war sie eigentlich nicht älter geworden. Fast sämtliche Herren schätzten sie auf fünfundsiebzig Jahre, während diejenigen, welche milder über sie dachten, behaupteten, diese Schätzung sei um fünf bis sechs Jahre zu hoch.

Mina v. Henneberg hatte in ihrem Wesen etwas sehr Streifes und Stolzes; sie war sich bewußt, aus einer alten, adeligen Familie zu stammen, die leider das Unglück gehabt hatte, längst verarmt zu sein. Auch Mina war arm und nur der Stolz ihrer Ahnen war ihr geblieben. Sie suchte deshalb in ihrer Person die Würde des alten Adels und zugleich ein Bild echter und zarter Weiblichkeit darzustellen, welche für sich nicht ohne schwache Nerven denkbar war. Trozdem besaß sie ein kaltes, vernünftiges Herz, in welches nur selten ein Gefühl des Mitleids hineindrang. Dies zeigte sie am Deutlichsten gegen alle unter ihr Stehenden; sie hielt es unter ihrer Würde, mit einem bürgerlichen Menschen Mitleid zu empfinden; Arbeiter und Arme galten in ihren Augen kaum als Menschen.

Von dieser Tante, die auf der einen Seite ein kaltes, mitleidsloses Herz besaß, auf der anderen Seite fortwährend über ihre außerordentlich empfindsamen Nerven klagte, und in ihrer Zimperlichkeit so weit ging, daß sie es für ungeziemend fand, einen männlichen Kanarienvogel in ihrem Zimmer zu halten — von dieser Tante und von einem Vater, der ein kräftiger, lebenslustiger, übermüthiger und stolzer Mann gewesen war, war Eva, welche ihre Mutter sehr früh verloren hatte, erzogen. Ihr Vater, der nun auch bereits seit zwei Jahren todt war, hatte sie fast wie einen Jungen behandelt, da ihm ein Sohn nicht beschieden war, und die Tante hatte alles aufgegeben, um in dem heranwachsenden Mädchen einen festen Sinn auszubilden. Nie hatte sie mit Kindern, welche unter ihr standen, spielen dürfen, und schon früh war sie von ihrer Tante gewöhnt, auf die Armen mit Verachtung herabzublicken; was Armuth war, hatte sie nie kennen gelernt, denn nie war der Fuß des Burgfräuleins über die Schwelle eines Armen getreten.

So war das weibliche Gefühl in Eva's Brust gewaltig zurückgedrängt. Frühe war sie selbständige Herrin der großen Besitzung geworden und ihre Reizung zum Befehlen noch mehr dadurch ausgebildet; sie liebte es, ihren Willen durchzusetzen, und konnte mit jähem Eigennutz und Troz darauf bestehen, selbst wenn eine ruhiger Ueberlegung ihr sagte, daß sie Unrecht verlange. Bis jetzt hatte das Leben sie stets nur mit Mühe umgeben, noch war nichts an sie herangetreten, welches sie aufforderte, sich selbst zu erkennen und zu prüfen.

Reich, selbstständig, schön, freie Herrin ihres Willens, umschwärmt von Herren, welche nur allzusehr bemüht waren, jede ihrer Launen gutzuheißen und durchzuführen; mehr schien ihr das Leben nicht bieten zu können.

Sie schritt noch unruhig und gelangweilt im Zimmer auf und ab, als der Diener eintrat und meldete, daß der Gärtner auf dem Hausflur mit einem jungen Burschen hatte, den er beim Entdecken von Kartoffeln betroffen habe.

Es schien ihr lieb zu sein, einen Gegenstand und eine Gelegenheit gefunden zu haben, um ihrer unwilligen Stimmung Luft zu schaffen. Es würde sie vollkommen gleichgültig gelassen haben, wenn sie tausend Thaler verloren hätte; daß Jemand gegen ihren Willen ihren Garten zu betreten wagte, erbitterte sie.

„Er soll den Burschen in das Vorzimmer führen!“ befahl sie dem Diener

Mina v. Henneberg blickte von ihrer Studei auf und warf auf ihre Rechte einen erschauerten, fragenden Blick.

„Liebe Eva, der Bursche, ein Mensch, der Kartoffeln gestohlen hat, soll das Vorzimmer betreten?“ fragte sie; es war ihr, als ob der Raum dadurch entweiht werde.

„Ja!“ erwiderte Eva kurz; ihre unruhige Stimmung schien durch diese Frage noch gesteigert zu werden; „ich will ihn sehen und selbst verurtheilen!“

Mina schüttelte langsam und mißbilligend den Kopf, dennoch erhob sie sich, als Eva in das Vorzimmer schritt und folgte ihr.

Konrad wurde von dem Gärtner in das Zimmer geführt; seine Wangen waren bleich, seine Lippen fest geschlossen, nur seine Augen blickten trozig.

Eva erkannte ihn, sie hatte ihn wiederholt unter den Arbeitern im Garten bemerkt; ein Mensch, dem sie Unterhalt gewährt, hatte sie also zu bestehen verurtheilt!

Der Gärtner berichtete, daß er endlich den Dieb der Kartoffeln bei der That betroffen habe.

„Es ist heute das erste Mal, daß ich es gethan habe,“ entgegnete Konrad; es wurde ihm schwer, diese Worte zu sprechen.

„Er lügt!“ versicherte der Gärtner. „Ich lüge nicht!“ sprach Konrad, und sein Auge traf drohend den Mann, der ihn so dreist beschuldigte.

„Solche Menschen sprechen niemals die Wahrheit,“ bemerkte Mina v. Henneberg, welche in genügender Entfernung von Konrad stehen geblieben war, um mit ihm nicht in Berührung zu kommen.

Eva hatte noch kein Wort gesprochen, ihre Augen waren fest auf den Schuldigen gerichtet; der entschlossene Ausdruck in Konrad's Gesicht mißfiel ihr nicht. „Wie heißt der Bursche?“ fragte sie.

„Konrad Kästner,“ gab der Gärtner zur Antwort; „er wohnt in dem kleinen Hause jenseits des Dorfes bei seiner Schwester, deren Mann der Wilderer war, welcher vor einem halben Jahre todt im Walde aufgefunden wurde.“

„Es scheint also eine sehr ehrliche Familie zu sein,“ warf Mina mit spöttischem Tone ein.

Eva überhörte diese Worte. „Wie oft hast Du Kartoffeln aus meinem Garten geholt?“ wandte sie sich fragend an Konrad.

„Es ist heute das erste Mal, gnädiges Fräulein,“ gab der Gefragte zur Antwort.

„Sprich die Wahrheit,“ fuhr Eva mit erstem Tone fort.

„Ich spreche sie!“

„Liebe Eva, wie kannst Du an den Menschen so viele Worte verschütten?“ bemerkte Mina v. Henneberg; „laß ihn dem Gerichte überliefern!“

Eva schüttelte unwillig, ablehnend mit dem Kopfe; sie bedurfte den Rath der alten Dame nicht.

Sie blickte Konrad ernst an; sollte er dennoch die Wahrheit gesprochen haben?

„Was hat Dich zu der That getrieben? Kannst Du nicht arbeiten?“ wandte sich Eva auf's Neue an Konrad.

Der Gefragte stand schweigend da; man sah ihm an, daß er mit sich kämpfte, denn seine Lippen zuckten leise. „Ich habe gearbeitet,“ gab er endlich zur Antwort; „Ich habe all meine Kräfte angestrengt, um mehr zu verdienen, ich habe daselbe geleistet, was die Männer leisten, und habe dennoch nur den halben Lohn empfangen; als ich verlangte, was ich verdient hatte, wurde ich aus der Arbeit geschickt.“

„Ich habe ihm gegeben, was andere Burschen seines Alters bekommen,“ bemerkte der Gärtner; „als er mehr zu etrogen suchte, habe ich ihn fortgeschickt; er taugt ebenso wenig, wie der Mann seiner Schwester.“

Konrad glaubte in Eva's Gesicht einen Zug des Mitleids zu entdecken.

„Ich wollte die Kartoffeln nicht für mich holen, sondern für meine trante Schwester und deren Kinder,“ sprach er mit leise zitternder Stimme; „wir haben nichts mehr zum Leben — die Kinder weinen vor Hunger — ich konnte es nicht länger ertragen.“

„Diese Menschen klagen immer über Hunger!“ bemerkte Mina laut.

„Gebt dem Burschen eine Tracht Prügel und laßt ihn laufen,“ sprach Eva kurz und wollte in ihr Zimmer zurückkehren.

Konrad war bei diesen Worten zusammengebeugt; „ich lasse mich nicht prügeln!“ rief er.

Eva wandte sich zurück; diese halb ängstlich, halb trozig gesprochenen Worte erbitterten sie; sie hatte Mitleid gegen den Burschen zu üben geglaubt und er wagte, sich ihrem Befehle zu widersetzen! Ihr Auge leuchtete auf.

„Du läßt Dich nicht schlagen, wenn ich es befehle?“ rief sie.

„Nein, denn Sie haben kein Recht, mich prügeln zu lassen!“

Das Blut stieg in die Wangen Eva's; „ich werde Dir zeigen,“ rief sie, „daß ich ein Recht habe! Führst ihn fort in den Garten, und dort, wo er die Kartoffeln entwendet hat, dort bestrafst ihn!“

Der Gärtner erfaßte Konrad am Arme und zerrte ihn heraus. Der Befehl der Herrin wurde vollführt; als die Männer den armen jungen Menschen alsdann zum Garten hinausführten, war es ihm, als ob er nicht lange leben könne; er suchte nach einer Waffe, ohne sie zu finden. Eine unsagbare Erbitterung erfüllte ihn.

Auf einem Stein am Wege ließ er sich nieder und finstere Gedanken schufen durch seinen Kopf hin; mit leeren Händen sollte er zurückkehren, die Hoffnung seiner Schwester täuschen! Wie wenig hätte für die reiche Gutsherrin dazu gehört, all' seiner Noth mit einem Male ein Ende zu machen.

Endlich sprang er auf, um heimzukehren, da Barbara ihn erwartete; er fürchtete, Menschen zu begegnen und eilte wieder auf einem Umwege um das Dorf. Als er vor der ärmlichen Hütte anlangte, zögerte er, einzutreten; was sollte er seiner Schwester erwidern, wenn sie ihn fragte, wo er gewesen sei, weshalb er mit leeren Händen zurückkehre?

„Wo hast Du die Arbeit gefunden?“ fragte Barbara.

„Bei dem Fremden, der sich auf der Höhe angekauft hat; grobhartige Arbeiten läßt er dort ausführen und er braucht Hunderte von Armen. Schon sind viele Arbeiter dort beschäftigt, um den Wald auszuroden und Wege anzulegen; in den Berg wird ein tiefer Schacht gegraben, um Eisenerz zu gewinnen, seit wenigen Wochen ist dort so viel umgewöhnt worden, daß man die Gegend kaum erkennt.“

„Und dorthin sollst Du jeden Morgen gehen und an jedem Abend zurückkehren?“ warf Barbara ein.

„Ja,“ gab Konrad zur Antwort.

„Die Entfernung beträgt fast zwei Stunden!“ bemerkte die Kranke besorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Glenden.

Weite hohe Himmel mit flatternden weißen Wolken, weite flachgrauere Fernen mit den hochgehürmten Massen im Dunst verschwimmender Stadtviertel, lange und breite von dichten Kastanien schwer beschattete Boulevards, auf denen selten ein Wagen fährt; hinter hohen Mauern verborgene alte Parks von Klöstern und Hospitälern; kleine verwiterte Lusthäuser aus verfallenen Jahrhunderten und rauchgeschwärmte düstere Raster großer Fabriken mit hohen Schornsteinen; das ist das Gesamtbild der südlichen Viertel von Paris, die selten der Fuß eines Fremden betritt.

Vor uns breitet sich ein weiter grüner Bauplatz, in dem bereits die Rüge neuer Straßen abgesteckt sind, neben der alten Remise links vor uns fließt ein paar austarante Omnibusse vorhinflutenden Modells, über und über verrottet und verfault, bis zu den Achsen in den Lehmbohlen eingesunken, hinten am Horizont erhebt sich die Silhouette der Montagne Sainte Genevieve mit der hohen Kuppel des Pantheon und dem schlanken Glockenturm von Saint Etienne du Mont, und wie eine Erinnerung an ferne Länder verschimmt in fernem Dunst die silberweiße Steintoppel des Sacre-Coeur vom Montmartre. Mit den schnellsten dreipferdigen Omnibussen brauchte man mindestens zwei Stunden, über die Seine, durch die wimmelmehnden Viertel des Zentrums, um dort hinüberzukommen, aber die Leute, die hier wohnen, sind seit 20 Jahren nicht mehr auf dem Montmartre gewesen.

Wir folgen einem Detachement Kolonialinfanterie, das seiner Kaserne auf einer der Bastionen der südlichen Stadtumwallung mit müdem Schritt zumarschirt. Da ändert sich plötzlich das Bild, der Stille Boulevard hat uns auf die Avenue d'Italie geführt, einer der großen Straßenzüge, die am Hotel de Ville beginnen, über die Seine und die Gite hinweg in die Vorstadt Gentilly führen, und wenn man von da tüchtig weitergeht nach Fontainebleau, nach Marfise, Ventimiglia und Turin. Da rollen die Lastwagen hin und her, eine dicke Menge eilt strauchelnd, aus den Schenken tönen die Phonographen, die großen, weißen Trambahnen klingeln, die Automobile tuten und die Arbeiterfrauen prüfen die Waagen, die die Verkäufer der billigen Waare auf der Straße ausgebreitet haben. Und darüber Sonne, blauer Himmel und das dünne Laub der die Avenue säumenden Ulmen.

Wir sind mitten im Arbeiterviertel, das hier ein Lächeln zu haben scheint, wie es anderen Städten abgeht. Ziellos schlendern wir unseres Weges über das. Doch der Wind in die Seitenstraßen der großen Avenue ist weiger heiter: enge winzige Straßen mit alten schmutzigen verwiterten Häusern. Große rote und blaue Laternen tragen die Inschrift Hotel und halbabgeblutete rote u. schwarze Buchstaben theilen uns mit, daß wir uns dem Grand-Hotel du Perigord gegenüber befinden. In diesen Seitenstraßen haust eine böse Gesellschaft. Nachts um 1 Uhr oder 2 Uhr dürfte das Spaziergehen auf diesen Avenuen nicht gerade sehr empfehlenswerth sein. Die Kaffeestellen, die spät Nachts in ihre entlegenen Wohnungen zurückkehren, wissen ein Leid von nächtlichen Ueberfällen zu singen. Die Viertel des Südens gehören neben denen von St. Ouen und Belleville zu den gefährlichsten von Paris. Auch seit der Einführung der Polizeipatrouillen zu Rad hat sich wenig daran geändert. Die „Aaches“ fühlen sich in den vorgerückteren Abendstunden als Herren in ihrem Stadtviertel.

Auf der uns gegenüberliegenden Seite der Straße schleichen ein paar seltsame zerlumpte Gestalten einher; er in einem zu weiten, zerfetzten schmutzfarrenden, ausgefrankten Paletot, ein paar zerlumpte durchlöcherne Hosen fallen über ein paar ausgetretene Stiefel, aus deren Löchern der nackte Fuß hervorschaut, sie in einem ähnlich zerlumpten Kosium, mit einem schmutzigen Kopfstück um die wirren dürftigen Haarsträhnen und das seit Wochen nicht gewaschene Gesicht. Sie gestikuliren lebhaft und stoßen raube Worte hervor, ihre Stimmen hat der Alkohol niedrigster Sorte rauch gemacht, der auch von ihrem Gesicht leuchtet. Den Säcken auf dem Rücken nach zu urtheilen sind es Lumpensammler.

Wir folgen ihnen bis an die Fortifikationen, wo eine lange Reihe von Wagen und Automobilen der Ottokraftbefähigung harret. Der Blick weitet sich, links und rechts das breite grüne Band

von Umwallung, Graben und Glacis. Auf dem grünen Rasen der Wälle sitzen allerlei braue Bürgerfrauen mit ihren Kindern, weniger vertrautenredende Liebespärchen. Aus der Ferne schimmert der harte Farbenfleck einer arbeitlosen blauleinigen Maschinenfabrik. Gegenüber zunächst auf dem Glacis eine seltsame Laubentlonie, dann die Häuser von Gentilly und die langgezogene Masse des Hospitals von Bicêtre.

Die beiden Lumpensammler biegen links in die Laubentlonie ein und wir können der Verlockung nicht widerstehen, ihnen zu folgen. Sie durchschreiten zunächst eine ausgedörrte, verstaubte Wiese, auf der ein paar alte Kletterweiden. Diese ausgehungerten, abgedackerten Thiere sind ein fürchterlicher Anblick, der auf das Kommende vorbereitet: Da steht ein alter Gaul und sonnt sich. Er blickt hier vor sich hin, er vergißt zu fressen, seine tief ausgehöhlten Flanken zittern in unruhiger und leuchtender Atmung. Von Zeit zu Zeit scheinen seine matten Flügel zusammenzuknallen. Die andern Kletterweiden und Schindmähren werden gleichgültig auf dem dünnen Rasen.

Wir betreten zuerst einen Komplex von Handwerkerhöfen, allerhand armseliges landfahrendes Gesindel hat hier sein Lager aufgeschlagen, daran reißt sich ein wahres Stadtviertel von niedrigen, aus Brettern und Dachpappe zusammengesetzten elenden Hütten, in denen diese Akerelendesten haufen, die die Großstadt ausgezpien hat. Es wimmelt von Menschen: schmutzige Frauen, unter denen das mittlere, gesunde Alter zu fehlen scheint, vom Alkohol abgestumpfte, totstarrte Männer; mit ein paar feigen notdürftig belledete Kinder, die uns erkrankt betrachten. Durch die offenstehenden Thüren und Fenster sehen wir die aus ein paar vermoderten Betten, Blechbüchsen und zerbrochenem Geschirre bestehende Einrichtung, neben der die noch unforzierten Säcke mit Unrath und Lumpen aufgeschüttelt sind. Dazwischen Hunde, Katzen und Hühner, von denen allen man nicht weiß, ob sie als Hausfreunde oder als zufünftiges Schlachtvieh gehalten werden. Vor den Hütten ein kleiner freier Platz auf dem Tische und Bänke stehen, von sorgsam gesammeltem wildem Wein umrandet, jedes Fleckchen im Schatten ist der einzige so graufamer wirkende Luxus, den sich diese Glenden der Glenden gestatten. Auf dem Tisch eine schmutzige Flasche mit einem fürchterlichen blaurothen Wein und einige unfaulere gesprungene Gläser.

Alle drei oder vier „Häuser“ kommt eine richtige Schenke, wo dieser Kräher verkauft wird. Sie wird nie leer, immer kommen neue Gäste, Männer und Frauen, die in diesem giftigen aller Alkohole den Kauf suchen, der sie ein paar Stunden weiter bringt. Auf Schritt und Tritt begegnen uns halb bethäubte, vom Alkohol vertörnte Weiber und Männer. In einer anderen Budde werden allerhand Lebensmittel, unheimliche Würste und andere Fleischgemengel verkauft, die man seinem Hunde nur mit Zaudern anbieten würde. Dort ist auch der heimliche Tabakverschleiß, in dem man das Kraut kauft, das die „Magotiers“ tagsüber in Gestalt von Zigaretten und Zigarettenstummel auf den Terrassen der Cafes gesammelt haben, für das im übrigen jede Nacht um zwei Uhr eine Börse auf der Place Maubert abgehalten wird. So reißt sich Hütte an Hütte, Laube an Laube, eine ingeniöse Familie hat sich sogar in einem alten Automobil häuslich eingerichtet, dessen melancholisch geplagte Pneumatik allmählich von Wind und Wetter zerstreuen werden.

Die Bewohner dieser Stadt des Glends machen der Polizei wenig zu schaffen. Selten verirrt sich ein Verbrecher unter sie, sie sind mit wenigen Ausnahmen Lumpensammler, die des Nachts die vor den Häusern aufgestellten Afschichten nach ungehobenen Schätzen durchsuchen. Dazu kommen allerhand „vieux miserables“ Bettler, Zigarettenstummelkramler und Sonnenbrüder, die sich den Linsen auf dem Felde gleich von einer gütigen Vorkehrung vorzogen lassen.

Ferner das Kontingent der Krüppel und Drehorgelmänner, die in den Straßen die öffentliche Mitleidigkeit ansehen. Unter den Straßenmusikanten sind die Italiener besonders stark vertreten, die Theile der Stadt betretend durchziehen und mit besonnter Geschicklichkeit ihre elenden und zerlumpten Kinder auf den Bettel ausstrecken.

Alles im Grunde harmlosleude, die niemandem etwas zu Leide thun und die dem Gesetze höchstens die passive Resistenz der Gleichgültigkeit gegenüberstellen. Sie vegetiren dahin, kommen und sterben, wie die alten Gänge, die auf dem Glacis weiden, namenlos, lang- und klanglos verchwunden sie, kein Mensch fragt nach ihnen.

Stumm schritten wir in der Abendsonne durch das lustige Treiben der Avenuen nach Hause. Unser Besuch in der Stadt der Glenden hatte uns zu denken gegeben.

Amerikanische Goldminen also waren es, in denen der frühere dänische Justizminister Albert die Gelder der Kopenhagener Ueber-Ausfuhr-Gesellschaft eingebuttert hat.

Der Schmeißer spricht für sich, der Redende für andere.